

Wendy Wunder  
*Das Glück wächst nicht  
auf Bäumen*



GOLDMANN  
Lesen erleben



Wendy Wunder

*Das Glück wächst nicht  
auf Bäumen*

Roman

Ins Deutsche übertragen  
von Stefanie Retterbush

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel  
»The Museum of Intangible Things« bei Razorbill, Penguin Group,  
New York.

Das Zitat auf Seite 81 stammt aus »Shift Happens« von  
Robert Holden, Carlsbad: Hay House, 2011.

Das Zitat auf Seite 124 stammt aus »It's Okay to Be Different«  
von Todd Parr, New York: Little, Brown, 2001.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Das für dieses Buch verwendete

FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*

liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage

Copyright © 2014 by Alloy Entertainment

All rights reserved

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion: Kerstin von Dobschütz

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: FinePic®, München

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-31400-3

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



*Für meine Mutter,  
durch die ich gelernt habe,  
ein wahrer Freund zu sein*



*Niemand hat größere Liebe denn die, dass er sein Leben lässt für seine Freunde.*

Johannes 15,13

*Lithium ist wirklich Sternenstaub. Es ist das drittletzte Element, das ein explodierender Stern vor einer Nova ausstößt. Danach folgen nur noch Wasserstoff und Helium.*

Lauren E. Simonutti



## *Treue*

Ich bin ein Süßwassermädchen. Ich lebe am See – in New Jersey eine Seltenheit. Die Mädchen auf der anderen Seite der Stadt haben Swimmingpools und die Mädchen im Süden den Strand. Die anderen Mädchen hier sind sonnengetrocknet, luftig, salzig und von der Sonne ausgebleicht. Ich dagegen bin dunkel, geerdet, schwer und nass. Von Quellen gespeist, in weiches, farnartiges Seegras verheddert, bin ich der Erde näher. Gesättigt bis auf die Knochen. Ich weiß es, und auch die Süßwasserjungs wissen es. Sie mögen den Salzgeschmack lieber.

Ich entstamme einer langen Ahnenreihe ewig unterdrückter Frauen, die alle mit schlafwandlerischer Sicherheit einen Alkoholiker heirateten. Die Reihe reicht zurück bis zu meiner Ururur- (unzählige Urs)Großmutter Scarlet Bird, einer rothaarigen Indianerin aus New Jersey, die angeblich einen gewissen William Penn heiratete.

Was tatsächlich stimmt. Was ich deshalb so genau weiß, weil meine Haare einen roten Schimmer haben, und wenn man sich die William-Penn-Statue in Philadelphia mal genauer ansieht, die übrigens von keinem der umstehenden Gebäude überragt werden darf, wird man feststellen, dass er und ich von hinten betrachtet genau dasselbe Gesäß haben.

Und das ist ziemlich ausgeprägt, verglichen mit anderen Hinterteilen. Es balanciert auf dem bedrohlich schmalen Grat zwischen »knackig« und »Brauereipferd«.

Meine beste Freundin Zoe hat ein perfektes kleines Hinterteil, dünne Storchenbeine und lange, seidig glänzende schwarze Haare. Sie ist eindeutig nicht mit William Penn verwandt. Ihre Ahnenreihe wartet nicht mit stämmigen Pilgervätern auf. So erdverbunden und verwurzelt ich bin, so leicht und flüchtig ist sie. Wie Spinnfäden, die der leiseste Lufthauch davonweht. Und genauso zäh. Sie ist wie ein Geschoss, das nur darauf wartet, abgefeuert zu werden.

Mit zehn haben wir am Seeufer unter den Steinen nach Krabben gesucht. Irgendwann machten wir eine Pause und verkrochen uns in das kleine Versteck in den Zweigen unserer Trauerweide, und dort schlossen wir einen Pakt. Wir haben ihn auf ein Rindenstück geschrieben. Das haben wir dann mit Forsythienblüten, ölverschmiertem Sand, Seegras und einem toten Fisch zu Brei zerstampft. Und wir haben uns geschworen, einander nie im Stich zu lassen.

Es gibt auf der Welt kein stärkeres Band als das, welches man in der Kindheit knüpft.

Dies ist unsere Geschichte.

## *Neid*

Man sagt, die Mittelklasse verschwindet mit geradezu alarmierender Geschwindigkeit, und in unserer kleinen Stadt am See war sie ohnehin nie besonders ausgeprägt. Wir klammern uns krampfhaft an die Überzeugung dazuzugehören, aber sie scheint unserem Klammergriff immer wieder zu entgleiten, sich unserem Zugriff zu entwinden, und obwohl es in den Wäldern wunderschön ist – und man mit dem Auto in einer Dreiviertelstunde in Manhattan ist –, werden viele von uns es nicht schaffen und weiter abrutschen.

Wir alle hier kennen die Geschichte von Corinne McNulty, dem hübschen Mädchen mit der makellosen milchig-weißen Haut, das nach ihrem Abschluss nun in High Heels an der Stange tanzt und sich für die angetrunkenen, nach Schnaps stinkenden, bierbäuchigen Freunde ihres Vaters, der sie früher immer zum Cheerleader-Training gefahren hat, vornüberbeugt.

Oder Michael Garudo, der in Afghanistan gestorben ist, weil er keine andere Wahl hatte.

Oder Jonathan Bruder, der einfach in den See gegangen und ertrunken ist, denn wenn einem hier erst mal das Wasser bis zum Hals steht, zieht einen keiner mehr raus.

Wären Zoe und ich zur richtigen Zeit am richtigen Ort gewesen, vielleicht hätten wir ihn retten können. Mit fünfzehn träumten wir davon, Rettungsschwimmerinnen zu werden. Ich, weil ich den See so liebte, und Zoe, weil sie im roten

Badeanzug einfach atemberaubend aussieht. Also haben wir uns zum Schwimmtraining angemeldet, zwei Stunden jeden Tag noch vor Sonnenaufgang, und wir lernten, schlaffe, leblose Körper an den Haaren aus dem eisigen Wasser zu fischen. Abwechselnd mussten wir Retter und Opfer spielen. Und nie hat man uns gesagt, was wir tun sollen, wenn der Ertrinkende eine Glatze hat.

Inzwischen gibt es keine finanzielle Unterstützung mehr für die Ausbildung von Rettungsschwimmern.

Es gibt keine Rettungsschwimmer-Camps mehr, keine Schriftstellerstipendien und auch keine Mentoringprogramme. Niemanden, der unserer Schule einen neuen Flügel stiftet oder außerschulische Projekte unterstützt. Unsere kleine Schule in den Wäldern wird von den Philanthropen einfach übersehen. Der Sportunterricht wurde vom Stundenplan gestrichen. Mal abgesehen von unseren eigenen kleinen ambitionierten Projekten mit Sprühdosen, gibt es auch keinen Kunstunterricht mehr. Fremdsprachen werden an unserer Schule nicht unterrichtet und auch keine höhere Mathematik oder irgendein naturwissenschaftliches Fach außer Biologie. Es geht sogar so weit, dass man, wenn man in den standardisierten Tests eine bestimmte Punktzahl überschreitet, nachmittags nicht mehr zum Unterricht bleiben muss, weil die finanziellen Mittel bloß noch für Hausaufgabenbetreuung und Nachhilfeunterricht ausreichen.

Wir haben also jede Menge Freizeit.

Wie ein Mensch seine Freizeit verbringt, sagt viel über ihn aus. Zoe und ich verbringen unsere Freizeit damit, andere zu belauschen. Und zwar von unserem geheimen Versteck auf dem Speicher der Sussex Country Day School.

Die Sussex Country Day ist eine angesehene Privatschule.

Idyllisch auf einem Hügel gelegen in einem restaurierten alten Farmhaus mit Scheune und Nebengebäuden und umgeben von sieben Morgen makellos gepflegter Rasenfläche. Es gibt Lacrosse-Felder für Jungs und für Mädchen, einen Stall mit auf Hochglanz gestriegelten Pferden und viel Platz für ausgefallene Sportarten, die man nicht im Fernsehen sieht wie Squash oder Fechten.

Die Kinder hier haben einen angeborenen Drang, gegen ihr absolut perfektes Leben zu rebellieren. Also schlucken sie heimlich mehr Ritalin, als der Arzt ihnen verordnet hat, oder weigern sich, die monogrammbestickten Polo hemden zu bügeln. Sie tragen schwarzen Lippenstift oder kürzen die rotbraunen Röckchen ihrer Schuluniform so ungeniert, dass die Falten kaum die Grübchen ihrer Pobacken bedecken. Sie sind geschlagen mit den Krankheiten, die alle Menschen befallen, die zu viel Zeit haben, wie Bulimie und Aufmerksamkeitsstörungen, und aus unerfindlichen Gründen verstehen sie trotz ihrer feingeistigen Bildung nicht, dass sie langweiliger sind als jedes Klischee.

Zoe und ich kommen aus unterschiedlichen Gründen hierher.

Ich bin hier, um etwas zu lernen. Zoe ist hier, um Ethan Drysdale zu sehen. Außerdem betreibt sie unter der Hand ein florierendes Geschäft. Sie näht den verwöhnten Mädels die Röcke um.

Da trifft es sich gut, dass sich Ethans Stundenplan am Nachmittag mit meiner Vorliebe für Spanisch und Integral- und Differenzialrechnung deckt.

»*Hola, estudiantes*«, begrüßt Señora Vasquez mit den rabenschwarzen Haaren ihre Schüler. Sie ist die einzige Lehrkraft der Sussex Country Day, die darauf besteht, die Kin-

der Schüler zu nennen und sich selbst Señora. Alle anderen lassen sich mit dem Vornamen ansprechen, wie sonst die Dienstboten. Aus unserem Versteck auf dem Dachboden können Zoe und ich durch das Lüftungsgitter alles ganz genau hören und sehen.

Den Dachboden haben wir eines Tages per Zufall entdeckt, als nämlich die Sussex Country Day unserer Schule einige fast unbenutzte Mikroskope für den Biologiesaal anbot. Mrs Brennan, die einzige Lehrerin an der Johnson High, für die es wirklich noch eine Herzensangelegenheit ist zu unterrichten, bat daraufhin Zoe und mich ihr zu helfen, die Almosen-Mikroskope abzuholen und zu unserer Schule zu bringen. Während wir oben auf dem Speicher herumkramten, hörte ich unter uns die Unterrichtsstunde, die gerade in vollem Gange war.

Es ging um *Medea* von Euripides, und die Klasse diskutierte selbstbewusst die feministischen Implikationen des Motivs der verschmähten Frau. Im Grunde genommen kauften sie den Stoff durch, der uns auf alle Zeiten voneinander trennen wird. »Wir« mit unseren Jobs bei der Telefongesellschaft, die für das große Spiel am Samstag Chips und Bier kaufen, und »sie« mit ihren Lofts in SoHo und den Wochenendhäusern in den Hamptons.

Damals schwor ich mir zurückzukommen. Auch wenn mir klar war, dass ich diese Stadt nie verlassen würde, war ich neugierig zu erfahren, wie ihnen dieses Kunststück gelang.

Mittlerweile kommen Zoe und ich jeden Tag hierher. Wir tragen von Zoes Kundinnen ausgeborgte Schuluniformen und marschieren hocherhobenen Hauptes durch die Schule, als gehöre uns der ganze Laden. Was Zoe wesentlich leichter

fällt als mir. Ich muss den Blick jedes Mal aufs Neue losreißen von dem dicken roten Perserteppich, gestiftet von Familie Arnejian, und der vollgestopften Pokalvitrine, gespendet von den Smiths. Zoe schlendert einfach nonchalant herum, kaut lautstark Kaugummi und feilt sich die Fingernägel. Wir spazieren durch den Haupteingang am Sekretariat vorbei, und keiner fragt uns, was wir hier zu suchen haben, denn hier gehört den Schülern wirklich der ganze Laden.

Auf den Dachboden gelangt man durch den Raum für die Kinderfrühförderung, also müssen wir warten, bis die Vierjährigen zum Mittagsschlaf hingelegt werden. Heimlich, still und leise schleichen wir durch die Tür, krabbeln auf das Plastikklettergerüst, öffnen die Luke und ziehen uns hoch. Von oben schieben wir die Spanplattenabdeckung wieder über die Luke. Unweigerlich wird jedes Mal einer der kleinen Stinker wach, wischt sich mit der schäbigen Decke über die Nase und guckt uns neugierig an. Die kleinen Käfer lieben Zoe, also braucht sie ihnen nur verschwörerisch zuzuzwinkern und ihnen einen Lutscher in die Hand zu drücken, und schon sind sie still. Nach dem Mittagsschlaf haben wir ein paarmal gehört, wie Ella C. von den Mädchen erzählt hat, die in die Decke klettern, aber die Erzieherinnen glauben, sie habe das nur geträumt.

Unter dem Dach haben wir uns gemütlich eingerichtet. Auf dem Boden liegt ein unechtes Bärenfell, wir haben weiche Hausschuhe, damit uns niemand hört, wenn wir hier oben herumlaufen, und an der Decke hängt ein Poster von *Flight of the Conchords*. Aus zwei Aktenschränken und einem AUTOWÄSCHE-Schild aus Pressspan, das die Cheerleader für ihre alljährliche Spendensammelaktion benutzen, habe ich uns einen Schreibtisch gebastelt. Mittlerweile ist

der Dachboden mein liebster Ort geworden. Der Duft von Staub, Kleber und frisch geschnittenen Kanthölzern vereint sich zu einer unwiderstehlichen Mischung aus Nostalgie und unendlichen Möglichkeiten.

»O Gott«, seufzt Zoe, »ich *liebe* es, wenn er so herumlümmelt. Das sieht immer aus, als sei sein Ding so lang, dass er die Beine ausstrecken muss, damit er es nicht einklemmt.«

Durch das Lüftungsgitter sehen wir Ethan breitbeinig in der letzten Reihe sitzen. Eigentlich liegt er mehr in der Bank, als zu sitzen, und hat die Schultern lässig gegen die Stuhllehne gelehnt. Die weit gespreizten Beine in der Kakihose lassen nicht nur der Fantasie genug Spielraum: Unter dem ausgebeulten Stoff könnte sich viel verbergen – sein »Ding« oder auch nur heiße Luft. Die braunen Haare sind sorgfältig zu einer verstrubbelten Frisur gegelt, und die Ponyfransen fallen ihm neckisch ins linke Auge. Er hat einen Dreitagebart, der sein aristokratisches Kinn betont. Die unmöglich langen schwarzen Wimpern umrahmen kupferfarbene Augen.

Zoe lässt eine Kaugummiblase im Mund zerplatzen.

»Pst. Die finden uns sonst noch«, ermahne ich sie tonlos und wedele nachdrücklich mit den Armen.

Bei unserer Operation bin ich Typ A. Zumindest wenn es darum geht, Unannehmlichkeiten zu vermeiden. Ich kann es nicht ausstehen, Ärger zu bekommen. Überhaupt nicht. Werde ich erwischt, egal wobei, fange ich sofort an zu heulen. Darum passe ich auch in der Schule so gut auf. Um jeglichen Auseinandersetzungen aus dem Weg zu gehen. Und das habe ich jetzt davon: eine gigantische Hirnmasse, mit der ich rein gar nichts anfangen kann.

Zoe öffnet mich nach, damit ich sehe, wie albern das aussieht, und streckt mir die Zunge raus. Dann sucht sie weiter

in dem Stapel alter Jahrbücher auf dem Speicher nach Ethans Foto und malt mit Marker Herzen drumherum. Mit demselben Marker schreibt sie mir eine Nachricht.

*Liebe Anne Frank: Was reden die da?*

Señora Vasquez hat ein imaginäres Hotel eröffnet und fragt wahllos ausgewählte *estudiantes* nach ihrer Reservierung.

*Sie sind im Hotel, schreibe ich zurück.*

Das Gespräch unter uns wendet sich Ethan zu. Der wurde rein zufällig von einer Nanny aus Guatemala großgezogen. Señora Vasquez fragt ihn, ob er reserviert habe, und in perfektem Spanisch entgegnet er: »Das weißt du doch, *mi amor*. Ich habe uns das Zimmer für drei Stunden reserviert, wie immer.«

Señora Vasquez wird knallrot, und die übrigen Schüler verstehen immerhin so viel, dass sie losjohlen und anzüglich durch die Zähne pfeifen.

*Was hat er gesagt?*, fragt Zoe mit dem Marker.

*Nichts*, schreibe ich zurück.

*Sag schon!*

*Er hat sie auf sein imaginäres Hotelzimmer eingeladen*, schreibe ich.

»O Gott, der Kerl ist ja so heiß!«, kreischt Zoe entzückt, genau in dem Augenblick, als die Klasse sich wieder etwas beruhigt hat.

Noch nie habe ich erlebt, dass Zoe wegen eines Kerls so ausflippt wie bei Ethan. Wobei sie auch sonst ständig und hemmungslos flirtet. »Hypersexualität« gehört zu der Sache, die sie hat. Sie hasst Etiketten, aber die Ärzte geben ihrer Sache Namen, die sich auf *molekulare Zerstörung* oder *panische Explosion* reimen.

Wobei ich mir nicht sicher bin, ob sie wirklich bipolar ist. Ich glaube einfach, sie ist lebendiger als die meisten anderen.

Manchmal wird sie kribbelig, dann fühlt sie sich unbesiegbar und flippt bei jeder Kleinigkeit aus. Sie empfindet tausend Emotionen auf einmal, und oft benutzt sie dann die Jungs als Ventil, um wieder herunterzukommen. Für sie sind Jungs nur ein Mittel zum Zweck, ihre überschäumende Energie zu kanalisieren.

Sie weiß die Jungs zu nehmen, sogar die arroganten Sportlertypen, ganz einfach, weil sie überhaupt keine Erwartungen hat. Von ihr habe ich gelernt, dass man, wenn man mit einem Sportlertypen ausgeht, selbst mit einem, dessen Mutter »Feministin« ist, darauf gefasst sein muss, dass er, egal, wie weit man tatsächlich geht oder auch nicht, am nächsten Tag vor seinen Freunden damit angeben wird, dich abgeschleppt zu haben, und dabei maßlos übertreibt. Da wird aus einem Küsschen auf die Wange ganz schnell Oralsex in der Umkleide. Und weil er sich die Lüge mit der Umkleide ausdenken muss, um zu überleben, kann er dir danach nie wieder in die Augen sehen. Also übersieht er dich geflissentlich, wenn er dir in der Schule auf dem Gang begegnet.

Zoe macht das nichts aus. Sie ist nicht der Typ für lange Gespräche. Normalerweise geht ihr das am entzückenden kleinen Hinterteil vorbei.

Aber bei Ethan ist es was anderes. Vielleicht, weil er genau vor ihrer Nase und doch unerreichbar ist. Vielleicht, weil er berühmt-berüchtigt dafür ist, Frauen wie den letzten Dreck zu behandeln. Ich glaube, die Gefahr zieht sie magisch an. So kenne ich sie gar nicht, und ich fürchte, sie könnte womöglich wieder auf eine »Episode« zusteuern. Mit Zoe als Freundin wird es nie langweilig.

Und jetzt hat sie unsere Deckung verraten. Die hauptsächlich weißen Schüler der auf Vielfalt bedachten Schule drehen sich um und starren irritiert in die Lüftungsschlitze.

Uns bleibt keine Zeit, die Dachluke zu schließen.

Wir halten uns an der Kante des rechteckigen Lochs im Dachboden fest, schwingen wie die Äffchen auf die rote Plastikrutsche und landen auf dem Buchstabenteppich. Durch den Notausgang nach draußen und über den Spielplatz, und dann stolpern wir den grasigen Hügel hinunter und steuern auf den Wald zu, während Señora Vasquez, die nicht auf den Kopf gefallen ist und zwei und zwei zusammengezählt hat, mit fuchsienlila Schal, der sich hinter ihr im Wind bauscht, uns hinterherruft: »Mädels! Mädels! Aber es gibt doch Stipendien!« Wobei es bei ihrem Akzent nach einer chinesischen Kleinstadt klingt. Wir wissen Bescheid über ihre Stipendien. Die wollen wir nicht. Weil. Na ja. Weil, Scheiß drauf, darum. Scheiß auf sie und ihre Strandhäuser und ihre Skiurlaube und ihre entwürdigende noblesse oblige.

Keuchend und kichernd bleiben Zoe und ich schließlich versteckt hinter einem großen Felsbrocken stehen. Aber als der Adrenalinschub schließlich nachlässt, holt uns die Wirklichkeit ein.

»Meinst du, die machen jetzt alles dicht?«, frage ich sie panisch. »Den Eingang zum Dachboden?« Ich habe mich da oben immer sicher gefühlt, wie in einem schützenden Kokon. Es ist so schön, wie der Staub in den Sonnenstrahlen tanzt. Die Vorstellung, diesen besonderen Ort für immer zu verlieren, ist wie ein Faustschlag in den Magen.

Zoe ist nicht besonders sportlich. Vornübergebeugt steht sie da und schnappt keuchend nach Luft. Als sie sich schließlich aufrichtet und mich anschaut, funkeln ihre Augen noch

leuchtender türkis, die sommersprossengesprenkelten Wangen sind gerötet vom Laufen und von der frischen Luft, und sie versichert mir strahlend: »Das nimmt dir keiner weg.«

Und ich glaube ihr, denn sie beschützt mich und alles, was mir gehört, schon seit Kindergartenzeiten. Damals hat sie Gavin Gilmore in die Eier getreten, als er mir die mexikanischen Springbohnen wegnehmen wollte, die ich als Anschauungsobjekt mit in die Schule gebracht hatte.

## Verpflichtung

»Kein Mensch benutzt den *Trinknippel*, Hannah«, erklärt Zoe. »Schraub einfach den Deckel ab.« Ich habe mir gerade einen großen Schluck Wasser aus meiner Poland-Spring-Flasche in den Mund gespritzt und mir mit dem Handrücken das übergelaufene Wasser vom Kinn gewischt.

Manchmal muss man mich mit der Nase auf Dinge stoßen.

Nicht, dass ich generell langsam wäre oder schwer von Begriff oder so. Aber ich bin ein Einzelkind. Ich habe keine älteren Geschwister, von denen ich mir alles abgucken kann. Ich laufe durch die Welt wie ein einsamer Wolf und versuche doch bloß, meinen Durst zu löschen. Und es ärgert mich, dass man sich anscheinend sogar beim Durstlöschchen bis auf die Knochen blamieren kann, wenn man sich nicht an gewisse unausgesprochene Regeln hält. Man sollte ihn einfach löschen dürfen. Den Durst. Ich wette, in Europa beurteilen Teenager einander nicht nach der Art und Weise, wie sie aus Wasserflaschen trinken. Europa ist in meiner Vorstellung ein erhabener Hort hehrer Ideale, vor allem Skandinavien, das ich mir als perfektes herrschaftsfreies Utopia ausmale.

»Selbst die Schweden fänden das widerlich«, verkündet Zoe sehr bestimmt, als könne sie meine Gedanken lesen. Sie sitzt neben mir auf dem Liegestuhl, in einem grünen Bikini mit einer riesengroßen Puck-die-Stubenfliege-Sonnenbrille auf der Nase. In ihr spiegelt sich die Handarbeit, an der sie

gerade mit grauem Filz und Häkelnadel arbeitet. Die Sonne blitzt auch auf dem Ring in ihrem Bauchnabel. Man glaubt fast zu hören, wie er »Bling!« ruft.

Großzügigerweise hat sie sich heute bereit erklärt, mir beim Hotdog-Verkauf zu helfen. Es ist ungewöhnlich heiß an diesem Columbus Day, beinahe 33 Grad, und das Mitte Oktober. Deshalb haben auch viele Mütter den Plan noch etwas aufgeschoben, mit den Kindern Äpfel pflücken zu gehen, und sind stattdessen an den Strand gefahren, um sich mit ihren Sprösslingen genüsslich in den sonnigen Folgen der Klimaerwärmung zu aalen. Wir haben den Wagen auf dem Parkplatz gleich vor dem Sandstrand aufgebaut und erfreuen uns seit halb zehn eines nicht abreißen Besucherstroms; Mittagessenszeit für Dreijährige, die schon morgens um fünf Uhr hellwach sind.

»Hannah's Hotdogs« vereint sämtliche Vorlieben meines Vaters: Alliterationen, Fleisch im Teigmantel, den amerikanischen Traum und seine strikte Weigerung, einem Mädchen das College-Studium zu bezahlen, das sich am Ende »doch bloß einen Braten in die Röhre schieben lässt«.

Auf die Schnapsidee mit den Hotdogs ist er vor fünf Jahren bei einer Tour nach Miami Beach gekommen. Da hat er eine ambitionierte Jungunternehmerin im Bikini kennengelernt, die zwischen den Hotdog-Transaktionen für ihre Prüfung in organischer Chemie büffelte. Und aus Gründen, über die ich lieber nicht weiter nachdenken möchte, erschien es ihm offenbar erstrebenswert, seine eigene Tochter würde genau dasselbe tun – knapp bekleidet im Bikini am Straßenrand stehen und essbare Phallussymbole an hungrige Pendler verhökern.

Oft sitze ich an der Abfahrt der Route 15 auf dem Liege-

stuhl und warte darauf, Reifen auf dem Schotter knirschen zu hören; mein Zeichen, dass Kundschaft kommt. Es ist ein profitables Geschäft, das Hotdog-Business. Vor allem hier im Nordwestern, wo es noch qualitativ hochwertiges Fleisch gibt und Würstchen mit Biss. Nach zwei Monaten habe ich schon genug Geld eingenommen, um ein Jahr in »Havard am Hügel«, dem Community College an der Route 46, zu bezahlen.

Es ist schön, heute mit dem Wagen gleich um die Ecke zu stehen, nicht weit von zu Hause. Die Leute hier auf dem Land hängen ihre Erwartungen nicht zu hoch. Hier fragt mich keiner nach einem Tofu-»Notdog«. Oder einem Hotdog vom Weiderind. Oder schlimmer noch, einem Büffel-Hotdog. Je näher man an die Stadt kommt, desto mehr Hotdog-Diven begegnet man. Anfangs habe ich mich bemüht, auch die exotischeren Wünsche meiner Kunden zu erfüllen. Ich persönlich halte nicht viel von gesundem Leben. Ich habe die »Notdogs« bestellt und den Bio-Ketchup, aber am Ende vergammelten die verschimmelten Reste im Kühlschrank unter dem Herd. Worauf ich einsehen musste, dass ich mein Geschäftsprinzip schlicht und einfach halten muss. Das hier ist ein Hotdog-Stand. Hier weiß man, was man bekommt. Hotdogs, Ketchup, Senf, Relish. Mittwochs Chili. Und vielleicht ein neckisches kleines Augenzwinkern von Zoe, wenn sie gerade Zeit hat, für mich die Kundenfängerin zu spielen. Wobei ich schon darauf achte, die etwas teureren Würstchen ohne Nitrat zu kaufen. Ich will schließlich nicht als Giftmischerin berühmt werden.

Das schrille Kreischen der Kinder, die mit kugelrunden, bläulich weißen Bäuchen in den dunkelgrünen Oktoberwellen planschen, wirft der See um ein Vielfaches verstärkt zu-

rück. Ein Motorboot donnert quer über die Wellen und zerschneidet das grellbunte Herbstlaub, das sich im schwarzen Wasser spiegelt. Der Fahrer steht aufrecht im Boot und wirkt ganz aufgekratzt. Letzte Woche hätte er sich sicher noch in den Hintern treten können, dass er sein Boot als Letzter vor dem ersten Frost aus dem Wasser holt. Aber heute macht seine Faulheit sich bezahlt, und er kann die letzte Spazierfahrt in der Herbstsonne genießen.

Wobei, der Allerletzte ist er nicht. Hinter uns schaukelt noch ein vergessenes schmuddeliges, algenüberzogenes Boot in den öffentlichen Liegeplätzen. Es gehört meinem Vater, die *Hannah New Jersey*, nach mir benannt und gleichzeitig ein albernes Wortspiel auf *Hannah Montana*, das außer ihm niemand versteht. Die anderen Bootsbesitzer haben schon Wetten darauf abgeschlossen, ob er es wohl schafft, das Boot rechtzeitig aus dem Wasser zu holen, ehe der See zufriert. Die Chancen stehen fünfzig zu fünfzig. Er ist einfach ein fauler Sack. Das würde er zumindest selbst behaupten, redete er über jemand anderen.

Die Ironie der ganzen Sache: Eigentlich müsste er selbst am besten wissen, wann der See zufriert. Er ist Wettermann und glaubt, nur mit seinem ansprechenden Gesicht im Sender aufsteigen zu können. Da wäre er nicht der Erste. Und man muss schon sagen, er hat es bereits erstaunlich weit gebracht. Aber seine allgemeinen Karriereaussichten sind eher wolkig mit Aussicht auf ein Ende als Aushilfs-Limo-Chauffeur, weil am Ende des Monats die Kohle nicht reicht.

»Ich arbeite gerade an Faulheit-Schrägstrich-Trägheit«, erklärt Zoe.

Ich fasse es einfach nicht, wie präzise sie meine Gedan-

ken lesen kann. Fragend schaue ich sie von der Seite an, und sie meint nur: »Was denn? Ich habe gesehen, wie du das Boot von deinem Vater beäugt hast. Und ich versuche den Unterschied zwischen Faulheit-Trägheit-Depression und Traurigkeit-Schrägstrich-Verzweiflung herauszuarbeiten.«

Zoes achtjähriger kleiner Bruder Noah hat so was wie Asperger. Mit zwei konnte er lesen. Er versteht Einsteins Relativitätstheorie. Er hat alle Werke von Stephen Hawking gelesen. Er ist besessen vom Kosmos und redet ununterbrochen darüber, ohne überhaupt mitzubekommen, ob man ihm zuhört oder nicht. Und trotzdem überfordert ihn alles, was irrational oder nicht greifbar ist. Gefühle sind ihm fremd, Träume und Fantasie ein Buch mit sieben Siegeln.

Um ihm zu helfen, und weil er Museen liebt (im Hayden Planetarium war er schon siebenundzwanzig Mal), hat Zoe für ihn das Museum der unbegreiflichen Dinge ersonnen, und erstellt dafür zu Hause in ihrem Keller jeden Monat eine neue Installation.

Das September-Projekt hieß »Stolz«. In einer Ecke hatte Zoe eine aus Pappmaché geformte, mit apricotfarbener Tempera bemalte stolzeschwellte Brust ausgestellt. Ein Marionetten-Pfau schritt majestätisch über einen Gay-Pride-Regenbogen, und in einer Videomontage waren eine Mutter bei der College-Abschlussfeier ihres Sohnes, ein Schwimmer, der die Goldmedaille gewonnen hat, und eine Schauspielerin bei der Oscar-Preisverleihung zu sehen. Die Wände hatte sie mit weißem Papier beklebt und mich gebeten aufzuschreiben, worauf ich stolz bin.

*Ich bin stolz auf meine Einsen im Zeugnis. Ich bin stolz, wenn ich ein Wettrennen gewinne. Ich bin stolz, wenn ich jemandem helfen kann, der Hilfe braucht. Ich bin stolz auf dich, wenn du anderen zuhörst. Etc., etc..*

Danach redet Noah immer tagelang über die Installationen und setzt sich so mit den Eindrücken auseinander, bis er irgendwann unweigerlich wieder beim Urknall, bei Carl Sagan, der String-Theorie, Stephen Hawking und dem Universum landet.

»Sag mal, Hannah, meinst du, ein Pfau ist wirklich stolz, oder sieht das nur so aus wegen der Schwanzfedern?«

»Ich glaube, er ist wirklich stolz, Noah. Er braucht sich schließlich für nichts zu schämen.« Und dann muss man ihm das mit der Scham erklären, und warum sie das Gegenteil von Stolz ist.

»Es scheint ihm zu gefallen, wenn man mit Gegensätzen arbeitet«, sage ich jetzt zu Zoe. Sie werkelt immer noch an dem grauen Filzdings, das aussieht wie ein winziges Kleidchen.

Sie überlegt einen Moment und meint dann: »Nein, ich glaube, mittlerweile versteht er auch subtilere Erklärungen.«

Zoe erzählt mir, Faulheit-Trägheit-Depression werde Barbie und Ken zeigen, die in grauer Filzbekleidung in einem mit grauem Filz ausgeschlagenen Schuhkarton sitzen. Außerdem hat sie eine alte geblünte Couch aufgetrieben, bei der das Polster aus den Rissen im Bezug quillt, und darauf hat sie ihre Schaufensterpuppe drapiert, eingemummelt in einer sackartigen Kuschedecke mit Ärmeln zum Hineinschlüpfen. Ein alter Fernseher mit Videorekorder zeigt Dauerwerbesendungen in Endlosschleife, und rings um die Couch, die darüber

hinaus mit Katzenhaaren dekoriert wird, will Zoe Chipstüten und leere Limo- und Coladosen verstreuen.

Für den interaktiven Teil der Ausstellung hat Zoe eine alte Anglerweste mit Steinen gefüllt; die soll Noah überziehen. Um den Unterschied zwischen Trägheit und Traurigkeit-Schrägstrich-Verzweiflung herauszuarbeiten, hat Zoe hinter einem Paravent in einer Ecke des Kellers ein mit einem Messer durchbohrtes schlagendes Herz aufgestellt.

»Meinst du nicht, das macht ihm Angst?«, frage ich besorgt.

»Ähm. Nein. Er hat keinen Schimmer, was Angst ist.«

»Vielleicht solltest du ihm das als Nächstes erklären. Angst kann durchaus nützlich sein.«

»Da wir gerade bei beängstigend sind...« Zoe legt den Kopf schief und weist, ohne von ihrem Bastelfilz aufzuschauen, zum Eingang des Parkplatzes.

Mein Vater, trotz Hitze im Anzug, diskutiert lautstark mit dem Eiscremeverkäufer, der gerade mit seinem Eiswagen auf den Parkplatz gefahren ist. Ich sehe, wie er sich mit zornesrotem Gesicht durch das Bestellfenster beugt. Ich höre das Wort »Genehmigung«, und dann noch mehr erregtes Gerede, und schließlich: »Troll dich!«

»War das nicht Dannys Wagen?«, fragt Zoe. In New Jersey haben alle Nicht-Privatschuljungs Namen, die auf *y* enden. Tommy, Timmy, Louey und so weiter.

Danny Spinelli hat borstige, kurze schwarze Haare und beginnende Geheimratsecken. Haare, die nie nass werden. Wenn er aus dem Wasser steigt, sammelt sich das Wasser in seltsamen Amöbenformen auf dem Kopf und perlt dann einfach ab. Er hat tiefgründige dunkelbraune Augen und einen schlanken, schlaksigen Körper wie ein Knetgummimänn-

chen und große Hände mit Spinnenfingern, mit denen er den Ball auf dem Basketballfeld wohl besonders gut kontrollieren kann. Er ist schüchtern. Ich bin auch schüchtern. Also gehen wir uns seit dem sechsten Schuljahr angestrengt aus dem Weg, nachdem er mich unerwartet und sehr draufgängerisch auf den Mund geküsst hatte, als wir eines schönen Tages am Strand mit anderen Jungs und Mädchen zusammen Football spielten.

Weil er so schüchtern ist, hat Rebecca Forman, eine laute, vollbusige Cheerleaderin mit großer Nase und schlechten Zähnen, schließlich die Gelegenheit ergriffen und ihn sich im neunten Schuljahr gekrallt. Seitdem sind die beiden unzertrennlich. Unser unschuldiger Kuss im Garten Eden, für immer verloren. Uns bleibt nur die Erinnerung. Und die Sehnsucht. *Mir* bleibt nur die Sehnsucht. Danny Spinellis Sehnsüchte werden erfüllt. Und doch taucht er hin und wieder auf, wohl nur, um mich am Haken zu halten. Schon wenn ich die unverkennbare Melodie des Eiswagens in der Ferne dudeln hören, kriege ich feuchte Hände.

Mein Vater kommt über den heißen Schotterparkplatz auf uns zugeschlendert, und ich setze die Sonnenbrille auf und versuche, aus den Augenwinkeln einen Blick auf Danny zu erhaschen, ohne dass der es sieht.

»Er sieht dich«, bemerkt Zoe trocken, ohne von ihrer Handarbeit aufzuschauen.

»Nein, tut er nicht«, will ich ihr widersprechen, doch dann winkt der schüchterne Danny, zwei kreisrunde rosarote Flecken auf den Wangenknochen, mir zu. Glaube ich jedenfalls.

»Hat er mir gerade zugewinkt?«, frage ich Zoe entgeistert und bemühe mich, ganz ruhig zu bleiben. »Hat er mir tatsächlich *zugewinkt*?«

»Ich glaube schon. Schnell, mach einen Schwangerschaftstest.«

»Klappe!«, schnauze ich sie an, aber als ich mich wieder umdrehe, ist der mit Bildern der chemischen Köstlichkeiten des vergangenen Sommers beklebte Eiscremewagen gerade dabei, mit dem Schwanz zwischen den Hinterbeinen rückwärts aus der Parklücke herauszumanövrieren. Die dudelnde Klimpermusik stottert ein wenig, als er den Hügel hinauf in Richtung Yacht Club Drive verschwindet.

»Sag Danke schön«, brummt mein Vater, der mit einem Zahnstocher zwischen den Lippen an den Hotdog-Stand tritt. »Der Kerl wollte dir wieder die Kundschaft vor der Nase wegschnappen. Ich kann es nicht ausstehen, wenn der sich hier herumdrückt.«

»Lieber Himmel, was hast du denn zu ihm gesagt?«, frage ich entsetzt.

»Der kommt nur her, weil er dir heimlich nachschleicht.«  
»Meinst du?« Ich wage es kaum zu hoffen.

»Tun Sie das nicht auch?«, fragt Zoe ihn mit herablassend monotonem Tonfall.

»Was denn? Ihr heimlich nachschleichen? Sie ist meine Tochter«, verteidigt er sich.

»Was Sie dazu berechtigt, Sie a) zur Schule zu fahren, b) mit ihr zu Mittag zu essen und c) am Wochenende ein paar Stunden mit ihr zu verbringen.« Zoe zählt die einzelnen Punkte mit der Häkelnadel an den Fingern ab.

Mein Vater überhört sie geflissentlich. »Hannah, kommst du heute Abend mit?«

Mein Vater bekommt heute bei den Anonymen Alkoholikern eine Medaille für zweijährige Abstinenz. »Welche Gruppe?«

»Dover.«

»Klar.« Die Treffen in Dover mag ich. Die Leute sind großstädtischer und die Geschichten krasser. Wer in Dover abstürzt, fällt tief. Man hört von Menschen, die nach einer Safttour unversehens im Bordell aufwachten oder denen die Mafia die Zehen weggeschossen hat. Viel besser, als im Keller der Methodistengemeinde um die Ecke seinem alkoholabhängigen Exsportlehrer gegenüberzusitzen.

»Meinen Sie nicht, sie sollte vielleicht etwas ihrem Alter Angemesseneres tun, wie beispielsweise ihre Hausaufgaben machen?«, fragt Zoe.

»Ich brauche dich«, sagt er zu mir.

Woraufhin Zoe die Sonnenbrille absetzt und ihn durchdringend ansieht. »Wissen Sie was, Doug, genau das ist das Ding. Sie sollten sie nicht brauchen. Sie darf Sie brauchen, aber das beruht nicht auf Gegenseitigkeit, zumindest nicht, solange Sie noch keine Erwachsenenwindeln tragen. Tragen Sie Erwachsenenwindeln, Doug?«

»Noch nicht, Zoe, Liebes.« Er weiß, dass sie es nicht *ausstehen* kann, wenn er sie »Liebes« nennt.

»Hört sofort auf damit, ihr beiden. Ja, Dad, ich komme mit.«

»Prima, und danach lade ich dich bei Crapplebee's zum Essen ein. Bis demnächst, Zoe, Liebes.«

»Tolles Boot!«, schreit Zoe ihm nach, als er über den Parkplatz verschwindet. »Ich traue ihm nicht über den Weg«, knurrt sie mir zu. Sie hat leicht reden, aber mir bleibt nichts anderes übrig. Und er gibt sich wirklich Mühe.

»Er gibt sich wirklich Mühe«, sage ich zu Zoe. Die Oktobersonne brennt heiß auf uns herab und wird noch sengender, als sie auf der anderen Seite des Sees langsam wie

geschmolzene Eiscreme am Himmel hinuntergleitet. Ich verkaufe einem kleinen Jungen im Neoprenanzug den letzten Hotdog, streiche seine verknitterten, feuchten drei Dollarscheine glatt und mache mich ans Einpacken.

»Na, das ist doch schon mal was«, stimmt Zoe mir zu.



Wendy Wunder

## **Das Glück wächst nicht auf Bäumen**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 320 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-442-31400-3

Goldmann

Erscheinungstermin: März 2015

Kann man Glück lernen?

Hannah ist schüchtern, angepasst und fällt ungern auf. Zoe ist impulsiv, temperamentvoll und liebt es, unsinnige Dinge zu tun. Hannah und Zoe sind beste Freundinnen. Nichts und niemand könnte sie trennen. Als Zoe den Drang verspürt, aus ihrer kleinen Heimatstadt in New Jersey zu verschwinden, zögert Hannah keine Sekunde, sie zu begleiten. Gemeinsam machen sie sich mit ihrem Auto auf und lassen alles hinter sich: ihre Eltern, ihre enttäuschten Lieben, das College. Und während sie Tornados jagen, Kermit befreien und neue Freunde finden, begreift Hannah immer mehr, was Zoe ihr zeigen will: dass das Leben wunderschön ist, dass man Grenzen einreißen darf, dass es Spaß macht, mutig zu sein. Und Hannah weiß auch, dass ihnen vielleicht nicht mehr viel Zeit bleibt – denn Zoe ist krank und jeder Tag mit ihr ein kostbares Geschenk.



[Der Titel im Katalog](#)